

... immer noch bei „alttestamentarischer Grausamkeit und Rache“ ...

Die Achtsamkeit gegenüber Antijudaismus in der Theologie
hat ein Kommunikationsproblem

IRMTRAUD FISCHER

Ein halbes Leben lang haben sich meine Wege mit jenen des Jubilars immer wieder gekreuzt, wenn es um den Dialog mit dem Judentum oder die Offenlegung anti-jüdischer Auslegungen und Interpretationen von aus dem Judentum kommenden Texten und Traditionen im Christentum ging. Auch wenn es mir derzeit die allzu üppig übernommenen Verpflichtungen nicht erlauben, einen ausführlichen Artikel zu verfassen, sei doch eine Problemstellung essayistisch ausgeführt, die mich im Kontext, der uns beiden ein besonderes Anliegen ist, in letzter Zeit immer mehr beschäftigt: Die mangelnde Rezeption des gewandelten Verhältnisses der christlichen Kirchen und deren akademischen Theologien zum Judentum in der säkularen Öffentlichkeit.

1. Antijudaismus in der christlichen Theologie

Judenfeindliche Äußerungen in den Texten der Urkirche und des frühen Christentums können wir vom heutigen Forschungsstand her größtenteils als polemische Auseinandersetzungen innerhalb derselben Gemeinschaft erklären. Sie sind daher mit heutiger innerkirchlicher Kirchenkritik zu vergleichen, die häufig ungleich schärfer ist als jene, die von außen kommt. Spätestens mit dem Zeitpunkt, an dem das Christentum Staatsreligion wird und die Macht bekommt, seine abschätzigen Werturteile gegenüber dem Judentum in konkrete Taten umzusetzen, wendet sich allerdings das Blatt. Können die frühen Texte, insbesondere jene, die wir im Neuen Testament finden, noch meist mit „mächtiger Rede der Ohnmächtigen“¹ gerechtfertigt werden, so wird die anti-jüdische Polemik spätestens dann unmoralisch, wenn man die Macht hat, gegen die Mutterreligion vorzugehen.

¹ Zu diesem hermeneutischen Ansatz siehe Wyss, Stephan, *Ohnmächtige und mächtige Rede der Ohnmacht. Ein philosophisch-theologischer Essay zu einer Blütenlese*, Fribourg 1984.

1.1 Der christliche Antijudaismus hat viel Unheil angerichtet

Die in manchen Epochen quasi „kultivierte“ Judenfeindschaft der christlichen Theologie hatte nicht nur teils sogar tödliche Konsequenzen für jüdische Gemeinschaften, sondern hat auch zu einer Selbstvergiftung des Christentums² geführt, da es durch die Leugnung der eigenen Wurzeln keinen positiven Zugang zu seiner Herkunft aufbauen konnte. Gleichzeitig wurde es seine Genealogie, die durch Jesus von Nazareth tief im Judentum verankert ist, nicht los. Gerade der Umgang mit dem ersten Teil der christlichen Bibel, dem von Christ_innen sogenannten „Alten“ Testament, ist dafür symptomatisch.³ Einerseits ist das „Neue“ Testament ohne das „Alte“ unverständlich und dieses daher unentbehrlich, andererseits will man sich möglichst weit davon absetzen, indem man behauptet, dass der „eigentliche“ Sinn der jüdischen Bibel nur in der christlichen zu finden sei.⁴ Pointiert könnte man resümieren, dass die christliche Theologie ab der Kirchenväterzeit bis nach der Shoah in Bezug auf sein jüdisches Herkommen von einer Hassliebe geprägt war: Ohne jüdische Genealogie ging es nicht, vom je zeitgenössischen Judentum distanzierten sich die Theologien durch die Jahrhunderte hindurch jedoch in gefährlicher Weise.

1.2 Es hat sich viel getan: Ein Rückblick unserer Generation

Der rassistisch begründete Antisemitismus des nationalsozialistischen Terrorregimes mit seinem – zu großen Teilen durchgeführten – Plan zur systematischen Vernichtung des europäischen Judentums durch die Ermordung jüdischstämmiger Menschen konnte wohl auch nur deswegen so verheerend wüten, weil der Nährboden durch Antijudaismus, den religiösmotivierten Antisemitismus, über Jahrhunderte bereitet war.

Nach dem Krieg wurde nicht nur breiten Bevölkerungsschichten, sondern auch den Kirchen klar, welche Gräueltaten an jüdischen Menschen verübt wurden, ohne dass Christen_innen wirksamen Einspruch erhoben hätten, und welche widerliche Annäherungsversuche⁵ an das Nazi-Terrorregime es neben kirchlichem

2 Vgl. dazu Henrix, Hans Hermann, Mit einem Tumor im Gedächtnis. Erfahrungen und Herausforderungen des christlich-jüdischen Dialogs, in: Theologische Quartalschrift 180 (2000) 2, 102–114.

3 Siehe dazu den erhellenden Artikel von Brocke, Edna, Auch Aneignung ist Ablehnung. Eine jüdische Stimme zum christlichen Diskurs über das „Alte Testament“, in: Kirche und Israel 31 (2016) 1, 23–32.

4 Zur Thematisierung dieses problematischen Verhältnisses siehe die für die deutschsprachige Theologie überaus wirksame polemische Streitschrift: Zenger, Erich, Das Erste Testament. Die jüdische Bibel und die Christen, Düsseldorf 1991.

5 Man denke hier nur an das vom Neutestamentler Walter Grundmann mitinitiierte und von „Deutschen Christen“ getragene „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen

Widerstand auch gab. In postnationalsozialistischen Ländern war diese Erkenntnis der Mitschuld ein Angelpunkt für eine heilsame Wende: Vielen Christenmenschen⁶ wurde klar, dass ihre eigene Identitätsbestimmung auf Kosten des Judentums durch Überbietungs- und Substitutionstheologie mitgeholfen hatte, dass die rassistisch begründete Judenfeindschaft so schnell um sich greifen konnte.

Die Kirchen waren gezwungen, ihr Verhältnis zum Judentum neu zu definieren. Die Katholische Kirche tat dies vor allem in der Konzilserklärung „Nostra aetate“,⁷ die evangelischen Kirchen in vielfältigen teilkirchlichen Erklärungen, von denen hier nur jene bahnbrechende der Rheinischen Landessynode⁸ erwähnt werden soll. Zahlreiche Verständigungsinitiativen wie jüdisch-christliche Koordinierungsausschüsse oder jüdisch-christliche Bibelwochen entstanden.⁹ Sie sollten einerseits das gravierende Unwissen über das Judentum auf christlicher Seite mildern und andererseits Begegnungsmöglichkeiten mit den wenigen Überlebenden oder Zurückgekehrten auf jüdischer Seite schaffen. Die Grundmotivation auf beiden Seiten war in der Nachkriegsgeneration davon getragen, dass Dialog dazu dienen sollte, dass „so etwas“ *nie wieder* passieren darf.

Seither ist sowohl in den Kirchen als auch in den akademischen Theologien der christlichen Konfessionen¹⁰ viel geschehen. Die eindrucksvollen Sammlungen

Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“. Siehe dazu: Heschel, Susannah, Theologen für Hitler. Walter Grundmann und das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“, in: Siegele-Wenschkewitz, Leonore (Hg.), Christlicher Antijudaismus und Antisemitismus. Theologische und kirchliche Programme Deutscher Christen (Arnoldshainer Texte 85), Frankfurt a. M. 1994, 125–170 sowie von der Osten-Sacken, Peter (Hg.), Das mißbrauchte Evangelium. Studien zu Theologie und Praxis der Thüringer Deutschen Christen (Studien zu Kirche und Israel 20), Berlin 2002, und Heschel, Susannah, The Aryan Jesus. Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany, Princeton 2008.

Siehe dazu die teils sehr persönlich gehaltene Dokumentation dieses Wandels anhand von Lebens- und Berufswegen christlicher Theolog_innen: Petschnigg, Edith/Fischer, Irmtraud (Hg.), Der „jüdisch-christliche“ Dialog veränderte die Theologie. Ein Paradigmenwechsel aus ExpertInnensicht, Wien 2016.

7 http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_decl_19651028_nostra-aetate_ge.html [14.07.2018].

<http://www.imdialog.org/evworte/8orhein.html> [14.07.2018].

Vgl. dazu die beiden Dissertationen von Koeppler, Daniela, „Zelte der Begegnung“. Geschichte und theologische Bedeutung der „Ständigen Konferenz von Juden, Christen und Muslimen in Europa“ und der „Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche“, Frankfurt a. M. 2010 und Petschnigg, Edith, Biblische Freundschaft. Jüdisch-christliche Basisinitiativen in Deutschland und Österreich nach 1945 (Studien zu Kirche und Israel, Neue Folge 12), Leipzig 2018.

10 Die gesammelten Dokumente finden sich bei: Rendtorff, Rolf/Henrix, Hans Hermann (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Band 1: Dokumente von 1945–1985, Paderborn 1988 und Henrix, Hans Hermann (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Band 2: Dokumente von 1986–2000, Paderborn 2001.

von Erklärungen christlicherseits haben inzwischen auch jüdischerseits zu Deklarationen geführt, die das Bemühen der christlichen Kirchen und der christlichen Theologien anerkennen.¹¹

1.3 Der Prozess ist nicht abgeschlossen – es gibt kontinuierlich zu tun

Man könnte beim derzeitigen Stand der offiziellen Erklärungen fast meinen, dass antijüdische Aspekte im christlichen Theologietreiben der Vergangenheit angehören. Dem ist aber leider nicht so. Von meiner Arbeit mit Studierenden weiß ich, dass jede Generation neu sensibilisiert werden muss und dass das Infragestellen klassisch-christlicher Denkmuster wie etwa „Verheißung im AT – Erfüllung im NT“ in jeder Generation neu einen schmerzlichen Erkenntnisprozess bedeutet, was freilich darauf schließen lässt, dass die alte Überbietungstheologie immer noch nicht aus der kirchlichen oder schulischen Vermittlung entfernt ist. Das bedeutet wohl aber auch, dass sie an theologischen Ausbildungsstätten noch immer nicht flächendeckend mit aller Deutlichkeit abgelehnt wird. Den neuesten Artikel von (auch unter seinem Papstnamen publizierenden!) Joseph Ratzinger in der Zeitschrift *Communio*,¹² der – nach der unseligen Zulassung der Karfreitagsbitte unter seinem Pontifikat – nun auch Grundlagen der Verständigung zwischen Katholischer Kirche und Judentum infrage stellt, mag man als Meinung eines alten Mannes abtun, der einmal Papst gewesen ist; für den offiziellen Dialog ist dies jedoch nicht möglich. Der Schaden ist beträchtlich.

Als Frauen- und Geschlechterforscherin sehe ich mich genötigt, Parallelen zu ziehen: Wenn nicht kontinuierlich gegen Antijudaismus angegangen wird, tauchen alte Muster immer wieder auf – ganz ähnlich wie bei der Gleichbehandlung von Frauen: wo der Druck nachlässt, geht es zurück in patriarchale Muster mit gezielten Diskriminierungsstrategien. Das Häutchen des zivilisatorischen Prozesses der Antidiskriminierung ist in beiden Fällen dünn. Man muss es kontinuierlich pflegen, damit es nicht reißt. Wer sich in Sicherheit wiegt und meint, man könne sich ob des Erreichten zurücklehnen, wird schnell eine Besseren belehrt.

¹¹ Siehe dazu die Erklärung „Dabru Emet. A Jewish Statement on Christians and Christianity“, die von liberalen jüdischen Gelehrten verfasst, am 11.09.2000 in der *New York Times* erschien. Am 3. Dezember 2015 wurde die Erklärung „Den Willen unseres Vaters im Himmel: Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen“ von Rabbinern aus Europa, Israel und den Vereinigten Staaten Amerikas veröffentlicht, in der sie den Wandel in der christlichen Theologie anerkennen: Siehe den Wortlaut in dem kommentierenden Aufsatzband Ahrens, Jehoschua u. a. (Hg.), *Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen. Die Erklärung orthodoxer Rabbiner zum Christentum*, Berlin 2017, 253–258.

¹² Siehe dazu Ratzinger, Joseph (Benedikt XVI.), *Gnade und Berufung ohne Reue. Anmerkungen zum Traktat „De Iudaeis“*, in: *Communio* 47 (2018) 4, 387–406.

2. Die Wahrnehmung der kirchlichen und theologischen Entwicklungen in der Öffentlichkeit

In den letzten zwanzig Jahren haben in deutschsprachigen Ländern die Kirchen vorerst schleichend, in den letzten Jahren jedoch rasant an öffentlicher Akzeptanz verloren. In Österreich, wo sich seit der Gegenreformation die Kirchen der Reformation immer in einer historisch begründeten Minderheit befanden und die katholische in einigen Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts teils sogar massiv die Politik bestimmte, ist der Verfall des christlichen Milieus nicht mehr zu verdecken: Die Menschen sind auch durch Gedenkfeste nicht mehr in Massen zu bewegen, wie die Feiern um das Jubiläum 800-Jahre Diözese Graz-Seckau vor kurzem wieder zeigten. Wenn überhaupt, dann sind es nur mehr „Events“, die durch zuvor stilisierten Personenkult Menschen kurzfristig zu Hauf zusammenbringen – Weltjugendtage oder Papstbesuche können hier genannt werden. Wie nachhaltig für den Glauben der Einzelnen solche auch medial als Hype wahrgenommene Events sind, darüber kann nur spekuliert werden.

Wenn Kirchen in der Öffentlichkeit stark positiv besetzt wahrgenommen werden, ist das derzeit fast immer mit ihrem Engagement für Arme und Entrechtete in Zusammenhang zu bringen: Caritas und Diakonie springen dort in die Bresche, wo öffentliche Organisationen versagen oder sich – aus welchen Gründen auch immer – zurückgezogen haben.

2.1 Von Omnipräsenz zum Nichtwissen

In Bezug auf Glaubenswissen ist in den letzten Jahrzehnten nicht nur durch schwindenden Kirchenbesuch, sondern auch durch Konzepte des Religionsunterrichts, die weniger auf Wissen als auf emotional-spirituelle sowie soziale Fähigkeiten abzielen, eine massive Ausdünnung festzustellen. Die Gesellschaft ist nicht mehr „geschlossen“ christlich, nicht einmal mehr auf dem Land, wo die religiöse Diversität wesentlich geringer ist als im städtischen Umfeld. Auch wenn man die Güte des Glaubenswissen in einer volkscirchlichen Prägung nicht überschätzen sollte, so war doch das, was man jährlich wiederkehrend feierte, im Bewusstsein der christlichen Bevölkerung gut verankert.

Einerseits aufgrund der immer größer werdenden Kreise, die als kirchenfern zu charakterisieren sind, andererseits durch die konsumistische Vereinnahmung der vom Ursprung her religiösen Hauptfeste sinkt auch der durch Sitte und Brauch vermittelte religiöse Inhalt ins Diffuse. Ich selber gehöre anfangshaft bereits in diese Generation, wenn mir – nach Religionsunterricht mit anschließender Matura in Religion und Zugehörigkeit zu einer katholischen Jugendgruppe – erst unmittelbar vor meinem Theologiestudium bewusst wurde, dass die vielen Geschichten

über große Figuren wie etwa David oder Mose, die ich aus der Schul kannte, in einem Buch zu finden sind, das sich Altes Testament nennt und Teil unserer Bibel ist; das Neue Testament, das als „Bibel“ als Gratisschulbuch verteilt worden war, hatte ich hingegen bereits mehrfach gründlich durchgearbeitet. Dass „der Tisch des Wortes reichlicher gedeckt“¹³ werden sollte, ist in den Siebzigerjahren also nicht bis in die Provinz durchgedrungen ...

2.2 Die neuere Theologie hat ein Kommunikationsproblem

Die nach dem Konzil sich formierende neue Theologie, die sich langsam aus der jahrhundertalten Verkrustung des Verbots historisch-kritischer Forschung in der Katholischen Kirche löste und in Bezug auf biblische Forschung endlich zu den in den Kirchen der Reformation längst etablierten Ufern aufbrechen konnte, konnte zwar mit einer nachkonziliaren Aufbruchsstimmung rechnen, aber diese war vorrangig pastoral, in den Anfängen natürlich auch stark liturgisch interessiert. So muss ich gegen Ende eines katholischen Professorinnenlebens feststellen, dass es uns nicht wirklich gelungen ist, dem katholischen Kirchenvolk die Bibel in ihrem ganzen Reichtum – und schon gar nicht die Errungenschaften der Bibelwissenschaften – näher zu bringen. Zu massiv waren durch die innerkirchlich lang andauernde Restauration ab den Achtziger Jahren innerkirchlich-disziplinäre Angelegenheiten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Durch geschicktes mediales Agieren war das Papsttum zu einer breiten öffentlichen Bedeutung gelangt, die es wohl in seiner ganzen Geschichte so nie hatte. Moral und Dogmatik standen auf dem Prüfstand, die Bibel fristete ihr Mauerblümchendasein weiter – wie eh und je in der katholischen Kirche.

Da aber in den Bemühungen um den Dialog mit dem Judentum gerade die Bibel eine begehbare Brücke bot, ist es freilich verständlich, dass die andauernden Anstrengungen um eine nicht gegen das Judentum ausgelegte Heilige Schrift und die Konzeption einer nicht antijüdisch argumentierenden Theologie nicht als allgemeines Sachwissen in die außerkirchliche Öffentlichkeit absickern konnte. Noch immer ist in österreichischen Printmedien dann von der jüdischen Bibel die Rede, wenn „alttestamentarische Rache“ als negativ-plakative Taxierung übertriebener Gewaltanwendung erhalten muss. Allein das in solchen Kontexten dann verwendete Wort „alttestamentarisch“ bringt den Verwesungsgeruch des Überholten mit sich, um wieviel mehr noch dann, wenn die christlichen Errungenschaf-

ten um eine liebende Weltsicht glorreich gegenübergestellt werden.¹⁴ Das Outing, Alttestamentlerin zu sein, bringt auch in gesellschaftlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Kontexten häufig Gespräche mit sich, denen man sich lieber entziehen möchte,¹⁵ um keinen Skandal zu verursachen: „Wie kann man sich nur mit so grausamen Texten befassen?“ – „Man sollte solche Texte vor allem den Kleinen in der Schule nicht mehr zumuten!“

Die alttestamentliche und die gegen den Antijudaismus arbeitende Theologie haben offenkundig ein Kommunikationsproblem: Ihre hermeneutischen Anstrengungen um ein neues Verständnis der kanonischen Schriften blieben auf ein akademisches – und vielleicht noch (ein allmählich aussterbendes) bildungsbürgerliches Publikum beschränkt. Die überaus differenzierende und vielfältige Befassung mit dem Problem der Gewalt in Heiligen Schriften hat in der breiten Öffentlichkeit kaum Spuren hinterlassen: ein bitteres Resümee, das man bei nachlassendem Interesse an theologischen Fragen als logisch beurteilen könnte, wenn in diesem Desinteresse nicht wieder der Same zu neuem Antisemitismus und Antijudaismus ausgesät werden könnte ...

3. Schluss mit „alttestamentarischer Rache“!

In Anbetracht der steigenden gesellschaftlichen Notwendigkeit des Dialogs mit dem Islam gerät zudem der Dialog mit dem Judentum aus dem Blickfeld öffentlicher Aufmerksamkeit.¹⁶ Dies ist vor allem in Anbetracht steigender antisemitischer Straftaten und Aktionen nicht bloß bedauerlich, sondern sogar gefährlich. Gerade

¹⁴ Bedauerlicherweise mussten der Jubilar und ich vor großem Publikum bei der Pilotveranstaltung der neuen „Initiative christlich-jüdische Studienwoche im Gespräch mit dem Islam“, die ich mit einem größeren Team vom 31.07.–03.08.2017 in Seggau zum Thema „Frieden und Konflikt“ organisierte, erleben, wie beim Eingangsreferat wiederum dieser Mythos vertreten wurde und auf Nachfrage hin die Aufforderung an die Theolog_innen erging, dass man sich endlich dem gewalttätigen Potential im Alten Testament stellen müsse (was wir offenkundig nach dem Wissen und Dafürhalten des Vortragenden noch nie getan hätten). Einige Gedanken des Vortrags sind publiziert in: Prisching, Manfred, Die Modernität der Katholiken, in: Die Furche 73 (2017), 31 (03.08.2017), 9.

¹⁵ Und dennoch muss in solchen Kontexten klar Stellung bezogen werden, zumal heutzutage in unseren Ländern niemand um sein Leben fürchten muss, wenn er gegen Judenfeindschaft Einspruch erhebt. Unbequem ist es auch heute noch, den Vorwurf des Antijudaismus an Fachkollegen zu richten, zumal die Urheber_innen solcher Äußerungen meist völlig überrascht sind und sich dagegen strikte verwehren. Zum Phänomen siehe: Schwarz-Friesel, Monika/Friesel, Evyatar/Reinharz, Jehuda (Hg.), Aktueller Antisemitismus – ein Phänomen der Mitte, Berlin 2010.

¹⁶ Vgl. dazu eine Bestandsaufnahme in: Petschnigg, Edith/Fischer, Irmtraud/Langer, Gerhard (Hg.), Hat der „jüdisch-christliche“ Dialog Zukunft? Gegenwärtige Aspekte und zukünftige Perspektiven in Mitteleuropa (Poetik, Exegese und Narrative 9), Göttingen 2017.

¹³ So die Forderung des II. Vatikanischen Konzils DV 21: http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19651118_dei-verbum_ge.html [14.07.2018].

postnationalsozialistische Länder haben eine dauerhaft nicht zu vernachlässigende gesellschaftliche Verantwortung gegenüber dem Judentum. Insbesondere Massenmedien dieser Länder haben eine Schuldigkeit in Bezug auf die Darstellung jüdischer Einrichtungen, Traditionen und Konventionen.¹⁷ Wer von der Hebräischen Bibel als „alttestamentarisch“ berichtet und nur dann auf sie verweist, wenn Gewalt oder gar Gewaltverherrlichung dargestellt werden soll, für den gilt keine Unschuldsvermutung. Im Gegenteil, solche Rekurse auf die zuallererst jüdische Bibel erfüllen den Sachverhalt der Verhetzung. Ähnliches gilt aber auch für säkulare Wissenschaftler_innen, die in großer Distanz zu den Kirchen meinen, über die jüdische Bibel herziehen zu können, ohne dass dies antijüdisch sei. Menschen, die in Medien und in den Wissenschaften arbeiten, müssen informiert sein – nicht nur auf ihrem je eigenen Fachgebiet, sondern auch in den gesellschaftlich relevanten Diskursen, wenn sie sich dazu zu Wort melden. Ein Unwissen in Bezug auf Antijudaismus ist deswegen auch hier keine zu vernachlässigende Größe, da sie den Keim zu neuem Judenhass in sich trägt. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite ist freilich die Bringschuld jener neueren akademischen Theologie, der es zwar gelungen ist, ihre Sensibilität für antijüdische Argumentationen bis in offizielle kirchliche Dokumente hinein durchzusetzen, die aber offenkundig bis jetzt nicht in der Lage war, dies auch in der breiten Öffentlichkeit entsprechend zu kommunizieren. Auch wenn in einem Klima, das christlicher Theologie in den Medien keine große Relevanz mehr zugesteht, das Durchdringen bis in die breiten gesellschaftlichen Debatten schwieriger geworden ist, so wäre doch eine stärkere kulturwissenschaftliche Orientierung akademischer Theologie¹⁸ ein erster Ansatz, die Verankerung der Theologie im gesamtuniversitären Diskurs zu gewährleisten und damit auch ihr Anliegen, gegen Antijudaismus und Antisemitismus anzukämpfen, deutlicher im akademischen Disput zu vermitteln.

17 Dieses Anliegen wird mir immer brennender bewusst: Siehe dazu Fischer, Irmtraud, Über die Notwendigkeit für Christ_innen, den Dialog mit Jüd_innen in westlich-demokratischen Gesellschaften zu suchen und zu führen, in: *Journal of the European Society of Women in Theological Research* 26 (2018), 55–66.

18 Siehe dazu ausführlicher die schriftliche Version meiner Rede anlässlich der Verleihung des Ehrendoktorats des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen: Fischer, Irmtraud, Plädoyer für ein kulturwissenschaftliches Verständnis akademischer Theologie, in: *Gießener Universitätsblätter* 50 (2017), 127–132.